



Ein leeres Amerika: Kevin Dooley aus Arizona ist 21 700 Kilometer durch sein Land gereist – von seinem Wohnzimmer aus. 20 000 Screenshots sind dabei entstanden, die er per Photoshop bearbeitete. Hier zu sehen ist der Dalton Highway in Alaska.

Foto Google Maps 2013, Bearbeitung Dooley

Das Museum für verlorene Dinge

Herr Janosch“, fragte das „Zeit-Magazin“ kürzlich den berühmten Illustrator, „was wäre eigentlich gewesen, hätten Tiger und Bär Smartphones gehabt?“ Und Janosch antwortete: „Sie hätten Panama einfach gegogelt und wären im Übrigen am Tisch sitzen geblieben.“

Hätten Tiger und Bär Google Street View benutzt, hätten sie noch ein paar Dinge mehr vom Tisch aus machen können: das Great Barrier Reef in Australien erkunden. Weinmuseen in Kalifornien besuchen. Sich den Broadway in New York entlangklicken und in der Zeit zurückreisen. Tiger und Bär, immerhin zwei begeisterungsfähige Persönlichkeiten, wären lange am Tisch sitzen geblieben.

Street View startete 2007 in den Vereinigten Staaten als Funktion von Googles Kartendienst Maps. Mit einem Klick konnte man von der Vogelperspektive in ein 360-Grad-Panorama einiger amerikanischer Großstädte wechseln und sich darin bewegen. Möglich machten das Google-Autos mit auf dem Dach montierten Kameras, die die Straßen entlangfahren waren und sie abfotografiert hatten.

Mittlerweile ist das kalifornische Unternehmen weiter. Google hat gut ein Drittel der Erde mit Street-View-Aufnahmen abgedeckt: fast ganz Nord- und Lateinamerika, große Teile Europas und Australiens. Jetzt dringen die Kameras nach Afrika und Asien vor – zuletzt schickte Google Pferdeschlitten mit Kameras über zugefrorene Seen in der Mongolei. Freiwillige zogen mit Kamerarucksäcken, Trekker genannt, durch Nationalparks. Das Unternehmen schickte die Weltklassekletterer Alex Honnold, Lynn Hill und Tommy Caldwell die 1000 Meter hohe Wand des El Capitan im Yosemite-Nationalpark in Kalifornien hinauf. Street View hat die gepflasterten Straßen verlassen. Man kann nun viele Kilometer am Stück reisen und sich große Teile der Welt vom Schreibtisch aus anschauen.

Es gibt ja wirklich Leute, die so etwas machen. Kevin Dooley zum Beispiel. Im Hauptjob ist er Wirtschaftsprofessor an der Universität von Arizona in Phoenix, in seiner Freizeit leidenschaftlicher Fotograf. In langen Stunden im Büro kam er auf die Idee, er könne auf digitales Fotografieren umsteigen – genauer: Fotografieren im Digitalen. Und unternahm einen epischen Roadtrip, für den er im richtigen Leben niemals Zeit gehabt hätte: von Deadhorse, einer Ölarbeitersiedlung im äußersten Norden Alaskas, nach Ushuaia im argentinischen Teil von Patagonien. Auf Google Street View.

Im November vor fünf Jahren ging in Deutschland die Street-View-Funktion von Google online. Sie erlaubt es uns, um die Welt zu reisen, ohne uns fortzubewegen – und dabei erstaunliche Entdeckungen zu machen. *Von Philipp Daum*

21 700 Kilometer legte Dooley digital zurück; ein Jahr, sieben Monate und 19 Tage dauerte das Projekt. Dooley reiste ein- bis zweimal in der Woche, abends nach der Arbeit, in Sitzungen von drei Stunden, 200 Kilometer am Stück. Dabei schoss er über 20 000 Fotos (machte also Screenshots, die er dann mit Photoshop bearbeitete und verfremdete); 931 davon postete er auf dem Fotodienst Flickr, um seinen Trip zu dokumentieren. Warum das alles?

Dooley lacht am Telefon und sagt: „Ich wollte mir die amerikanischen Kontinente anschauen, von oben bis unten.“ Professor Dooley fuhr also durch die Wildnis Alaskas, vorbei an den Rocky Mountains von British Columbia und Alberta, und betrat die Vereinigten Staaten über die Great Plains von Montana und Wyoming. Bald begann er, auf ein immer wiederkehrendes Motiv zu stoßen: „Ich sah ein leeres Amerika“, sagt er. Dooley fuhr durch die Great Plains, die seit der Industrialisierung der Landwirtschaft immer weniger Menschen brauchten, um den Betrieb aufrechtzuerhalten, durch Geisterstädte. So begann er, in seinem Road-Trip durch Amerika Muster zu sehen, Muster der Urbanisierung und damit verbundener Landflucht. Er sah die verfallenden Kleinstädte der nordamerikanischen Great Plains mit ihren Agrarruinen und verlassenen Silos; und er durchfuhr die Megastädte Lateinamerikas, voller Baukräne und roter Zement-

bauten. Dooley staunte über die Graffiti-Kultur in der chilenischen Hafenstadt Valparaíso und die Gated Communities in den kolumbianischen Bergen.

Als Dooley nach bald zwei Jahren in Patagonien ankam, war Google Street View für ihn mehr als eine spielerische Erweiterung eines Kartendienstes. „Google Street View ist ein Katalog der Menschheit, wie sie im 21. Jahrhundert existiert“, sagt er. Für ihn ist es ein riesiger Datenberg, aus dem sich jeder ein Stück herausbrechen kann. Künstler können die Graffiti-Kultur in Chile studieren, Stadtsoziologen den urbanen Wandel in Nordamerika. Es geht nur darum, die Daten auszuwählen, zu bearbeiten und zu präsentieren. Denn sonst wäre Street View, wie Dooley sagt, „ein Museum, das keiner besucht“. Er arbeitet gerade an einem Buch über Fotografie in Street View.

Dooley kommt mit seiner Einschätzung von Street View dem Selbstbild Googles recht nahe. Der Vizepräsident des Unternehmens, Amit Singhal, kündigte vor zwei Jahren an, dass man nichts weniger vorhabe, als an einer „perfekten Weltkarte“ zu bauen – die jedem Nutzer das gebe, was er wolle, wann er es wolle und von wo aus er es wolle.

Und so könnten auch Wissenschaftler Street View entdecken. Ein Forschungsgegenstand wäre zum Beispiel der Niedergang von Detroit. Die Stadt meldete 2013 Insolvenz an, viele Häuser wurden in der Finanzkrise zwangsgeräumt, viele

Grundstücke sind abgebrannt. Seitdem Google die „timeshift“-Funktion bei Street View einführte, die es erlaubt, alte Aufnahmen mit neuen zu vergleichen. Man kann den Niedergang der Stadt im Zeitraffer beobachten.

Wer also zum Beispiel die Arndt Street im rauhen Osten Detroits virtuell entlangfährt, bei Hausnummer 3395 stehen bleibt und die Aufnahmen des Jahres 2009 betrachtet, sieht ein kleines, gelb gestrichenes Häuschen mit Veranda. Zwei Menschen sitzen draußen und winken in die Kamera des vorbeifahrenden Google-Autos. Im Garten liegen Kinderspielzeug und zwei Roller herum. Zwei Jahre später: Das Haus ist verlassen, aber ordentlich, kein Spielzeug im Garten, eine Regenrinne ist abgelenkt und hängt herunter. Niemand ist zu sehen. 2013 dann steht da die Leiche eines Hauses: verwilderter Garten, ausgebrannter Dachstuhl, die beiden Frontfenster herausgebrochen. Jemand hat das Haus noch mintgrün gestrichen, doch auf die Farbe sind Graffiti gesprüht; eine Uhr, die auf fünf nach halb eins steht, ein lachendes Gesicht. In die obere Fensterhöhle hat jemand eine Mädchenpuppe ohne Kopf gestellt, die die rechte Hand nach oben streckt, auf Stangen im Garten hängen Bobbycars, ein Eimer, ein Autoreifen. Es wirkt, als hätte jemand ein Horrorfilmset für das Kameraauto hergerichtet, als es neue Aufnahmen von Detroit machte.

Wer länger auf Street View unterwegs ist, bemerkt, dass diese Welt voller schräger Phänomene steckt. Darum hat sich eine regelrechte Sammelwut etabliert. Es gibt Blogs, die die seltsamsten, lustigsten und erschreckendsten Bilder auf Street View sammeln (streetviewfun.com) und dann Bilder von Raubüberfällen oder überfahrenen Kühen oder Fotos eines japanischen Dorfes voller lebensgroßer Puppen zeigen; es gibt eine Seite, die versucht, alle Bilder von Schafen zu dokumentieren (googlesheepview.com), oder ein Projekt, das die Schönheit von Straßen zelebriert, welche im malerischen Nichts enden („The Ends of the Road“). Für manche ist Street View ein Museum für verlorene Dinge.

Und es gibt die Geschichte von Dustin Moore aus Portland, der ins lokale Fernsehen kam, als er auf Reddit, einem sozialen Netzwerk, postete, wie er nach dem Tod seiner Großmutter virtuell zu ihrem Haus fuhr und seine Oma auf der Veranda sitzen sah, wie sie eine Zeitung las. Es war eines der letzten Fotos vor ihrem Tod. Für manche ist Street View ein Familienalbum.

Hat Google also recht? Baut das Unternehmen gerade eine perfekte Karte, auf der jeder das finden kann, was er sucht? Eine ganze Welt im Kleinen?

Nein, sagt Jerry Brotton. Der Engländer lehrt Geschichte an der Universität von London und hat ein Buch geschrieben, in dem auch Googles Kartendienst eine Rolle spielt. „Die Geschichte der Welt in zwölf Karten“ heißt es. Brotton sagt: „Jedes Mal, wenn jemand sagt, er baue gerade an einer perfekten Karte der Welt, sollte man es mit der Angst bekommen.“

Seine Argumentation: Jede Karte repräsentiert die Weltsicht ihrer Macher. So wie die christlichen Karten des Mittelalters Jerusalem ins Zentrum der Welt stellten und Kartographen der Geographical Society of London im 19. Jahrhundert eine Vorstellung der Welt aus der Sicht des Imperialismus entwarfen, so spiegelt auch Googles Kartendienst eine Interessenlage wider. Nur welche?

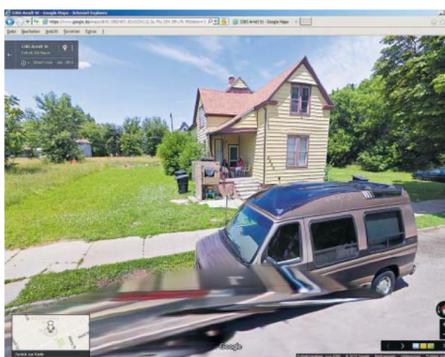
Für Jerry Brotton ist Google anders als andere Kartendienste. Denn bisherige Kartendienste waren meist staatliche Agenturen, die sich einem Peer-Review-Verfahren durch außenstehende Geographen unterzogen. Google tut das nicht, denn es stellt nicht nur Informationen bereit, sondern will damit Geld verdienen – und verrät deshalb sein Betriebsgeheimnis nicht. Die Folge: Die Karten des Unternehmens sind aus Brottons Sicht alles andere als perfekt. Sie sind für Geographen sogar, wenn man den mittleren Maßstab

einiger hundert Kilometer ansieht, relativ ungenau. Und: Google mag den Nutzern seine Karten unentgeltlich zur Verfügung stellen, aber es verrät nicht die Regeln, die im Programmiercode stecken und die häufig genug bestimmen, wo wann was dargestellt wird. Google Maps zeigt uns nicht einfach die Welt, sondern eine Welt, von der das Unternehmen glaubt, wir wollten sie sehen: ein Zerrbild.

Laut Brotton nimmt Street View einen bestimmten Platz im Kartenkonzept von Google ein. Der Reiz von Karten bestehe doch darin, dass sie dem Betrachter Orte zeigten, an denen er vermutlich niemals sein wird. Genau das tut Street View auf detaillierte Weise. Es ist ein bisschen so, als schaute man auf eine alte Karte und im Ozean wären Wale und Fabelwesen eingezeichnet: Es regt die Phantasie an. Aber Street View ist nicht nur eine ästhetische Unterstützung des eigentlichen Kartendienstes Maps. Die Aufnahmen, die Google mit seinen Kameraautos, -schlitten und -rucksäcken macht, stellen eine große Menge von Daten bereit, die helfen, die Karten korrekter zu machen. So verfügt Google erstmals selbst über geographische Daten, die es früher von der Nasa oder anderen Firmen zukaufen musste, um seinen Kartendienst Maps zu starten. In der Zukunft, so schätzt Brotton, wird es eine komplette Verschmelzung von Google Earth, Maps und Street View geben. Und dann, wenn die Zahl der Nutzer noch weiter zunimmt, wird das Unternehmen gucken, woher der Profit kommt – wie das Google in der Vergangenheit schon oft tat. Einige Anzeichen finden sich schon jetzt: Firmen können das Innere ihrer Gebäude nur zeigen, wenn sie einen von Google zertifizierten Fotografen dafür bezahlen. Vorstellbar wäre, so Brotton, dass Unternehmensnamen irgendwann nicht mehr in Google Maps auftauchen, wenn die nicht dafür zahlen.

Die Streetviewisierung der Welt schreitet voran, aber nicht überall. Seitdem Google den Dienst in Deutschland startete, vor genau fünf Jahren, am 2. November 2010, sind die Straßenzüge von 20 Städten zu sehen, mehr nicht. Nach Protesten von Datenschützern und Anwohnern, die ihre Häuser virtuell verpöbeln ließen, beschloss Google, dass man es in Deutschland dabei belassen werde. Zu viel Widerstand.

Wenn Tiger und Bär also nach Panama wollen – kein Problem, zumindest einzelne Plätze sind dort schon virtuell begehbar. Sobald sie aber von Frankfurt in den Taunus oder von München an den Tegernsee wollen, müssen sie das Haus verlassen. Die deutsche Provinz ist einer der letzten verborgenen Orte.



Dokumentation eines Verfalls: Wohnhaus im Osten Detroits 2009 und 2013.



Fotos Google Maps